

LESEPROBE „Reisen bewegt“

Im Land von Aladins Wunderlampe

Von Heidi Metzmeier

Die Luft ist voll von feinem gelbem Staub. Im Licht der Nachmittagssonne kann ich kaum zwei Meter weit schauen. Plötzlich bricht eine Horde Kinder durch die Schwaden. Sie schreien aus voller Kehle, Entsetzen steht in ihren Gesichtern. Hinter ihnen rennen die Mütter in alle Richtungen davon, ebenfalls kreischend, allerdings – so scheint es – eher vor Vergnügen. Kurz darauf zeigt sich uns der Grund für den Aufruhr: Riesige Gestalten mit meterlangen Beinen, bunten Gewändern, hölzernen weißen Masken und Haaren aus Stroh verfolgen die Menschenmenge. Dabei stoßen sie urtümliche Laute aus.

Wir sind im Dogonland, Mali, Westafrika. Wir, das sind mein Partner Stefan und ich sowie unser zum Expeditionsmobil umgebauter Land Rover. Seit zehn Monaten befinden wir uns auf Transafrikareise – von Süden nach Norden, allein, nur unserem eigenen Kompass folgend. Und der Zufall wollte es so, dass wir genau zu der Zeit hier vorbeikommen, in der die Volksgruppe der Dogon eine mehrere Tage andauernde Zeremonie feiert. Die Rituale, von denen wir Zeuge werden, dienen nicht der reinen Unterhaltung, wie wir sie von unseren Dorffesten her kennen, sondern sind ein aufwändiges Spektakel, das im historischen Erbe wurzelt und alle Generationen miteinbezieht.

Mali ist ein orientalisches Märchen in schwarzafrikanischer Umgebung. Männer mit Turbanen lenken bunt bemalte Pferdewagen. Häuser und Moscheen sind aus Lehm erbaut, Fenster und Türen reich verziert – die Beschläge aus Metall symbolisieren Sonne, Mond und Sterne. Der Kern des sozialen Lebens ist die Teekanne. Wer einmal einer Teezeremonie beigewohnt hat, versteht, dass sie ein traditionsreiches Ritual ist, das mit der Familie ebenso intensiv zelebriert wird wie mit Gästen. Es besteht aus drei sehr unterschiedlichen Aufgüssen: Der erste so streng wie die Mutter, der zweite so vielseitig wie das Leben und der dritte so süß wie die Liebe, heißt es hier. Ich muss zugeben, dass ich den ersten Gang mit Freuden auslasse, denn ich bin ein Süßmäulchen.

Rückblende – Markttag in Djenné

Ein erstes Highlight auf unserer Reise durch dieses fantastische Land ist die Stadt Djenné. Sie liegt auf einer Insel in der Region Mopti, dem Binnendelta der Flüsse Niger und Bani, wobei sie von einem Seitenarm des Bani umspült wird. Bei Niedrigwasser gelangt man über eine Furt in die Stadt, bei Hochwasser kann die Insel nur über eine Fähre erreicht werden. Wer sich dem Ort nähert, hat ein Bild wie aus Tausendundeiner Nacht vor Augen. Verwinkelte Gassen führen zwischen dicht aneinandergedrängten Lehmhäusern durch die Altstadt. Auf dem Marktplatz wird deutlich, warum dieser Ort einmal das Zentrum der mittelalterlichen Lehmbauweise war: In zentraler Position steht hier die größte aus Lehm erbaute Moschee der Welt.

Wir übernachten im Vorhof des besten Hotels am Platz, mitten zwischen den Souvenirhändlern. Ich fühle mich wie in einer Karawanserei, denn schon nach der ersten Nacht gehören wir dazu. Kaum sind wir unserem Dachzelt entstiegen, hält uns ein Mann mit Turban köstlich duftenden Tee unter die Nasen. Wir sind noch sehr schläfrig, denn die Nächte sind kurz. Bereits um vier Uhr ruft der Imam lautstark zum ersten Gebet. In Djenné leben nur drei christliche Familien, alle anderen seien Muslime, erzählt man uns. Die Dichte an Koranschulen ist hoch. Buben sitzen vor ihren Kreidetafeln im Staub und kopieren, von

rechts nach links schreibend, Zeilen aus dem Koran. Der Lehrer, Marabut genannt, ist mit Schlägen nicht zimperlich. Die Koranschule ist nur für Jungen ganztags verpflichtend – von den Mädchen wird erwartet, dass sie am Nachmittag im heimischen Haushalt zur Hand gehen. Die französische Schule, welche die weltlichen Lehrfächer unterrichtet, ist freiwillig; und schlecht besucht. Das Gebet in der Moschee findet fünfmal am Tag statt. Menschen anderer Glaubensrichtungen sind hier nicht erwünscht, was durch große Plakate deutlich gemacht wird. Wir setzen uns darüber hinweg, denn die Neugierde ist größer als die Vernunft. Geldscheine in beträchtlicher Höhe wechseln den Besitzer; ein Schieber gewährt uns Einlass durch den Hintereingang. Kaum sind wir drin, sind wir auch schon wieder draußen. Wir konnten lediglich einen flüchtigen Blick durch das dunkle Gemäuer werfen – zahlreiche Männer knieten zum Gebet versammelt auf Teppichen. Die Abzocke ist unsere gerechte Strafe. Wir sollten die religiösen Gefühle anderer nicht verletzen ...

Wir essen wie die Einheimischen an einem Stand auf dem Marktplatz. Überall in Afrika werden von Frauen kleine Garküchen betrieben. Die Frauen – da geben mir selbst viele afrikanische Männer recht – sind das wirtschaftliche Rückgrat Afrikas. Neben Haushalt, Kindererziehung und Feldarbeit sorgen sie durch Geschäfte für ein kleines Einkommen. Die wenigen Habseligkeiten, die zu einer Garküche gehören, machen eine Afrikanerin schon zur Geschäftsfrau. Da die Schulbildung vieler Mädchen vernachlässigt wird, sind sie jedoch auch als erwachsene Frauen oft nicht einmal in der Lage, auszurechnen, ob der Preis, den sie für ihre Gerichte verlangen, überhaupt ihre Unkosten deckt. Die Frau vor uns scheint jedoch durchaus geschäftstüchtig. Sie gewährt uns Einblick in ihre Töpfe; wir nehmen den Fleischartopf. Das tote Rind wird vom Metzger mit der Axt in Portionen zerteilt. Diese Misshandlung rächt sich, denn wir müssen immer wieder Knochensplitter unserer Fleischbeilage in den Sand spucken. Je länger wir dort verweilen, umso größer wird die Menge der Straßenkinder, die uns umlagern. Geduldig warten sie mit ihren leeren Plastiknapfen darauf, dass von unserer Portion etwas für sie übrig bleibt. Das ist eine Situation, die wir in Afrika immer wieder erleben und mit der umzugehen jeder seinen eigenen Weg finden muss. Ich habe gelernt, dass ich nicht jeden Menschen hier vor Hunger bewahren kann. Von meiner Portion gebe ich nichts ab, weil mir die Erfahrung gezeigt hat, dass man dabei immer jemanden enttäuscht, was leider häufig in eine Schlägerei ausartet. Das möchte ich nicht provozieren. Aber wenn wir mit dem Land Rover einem Camp den Rücken kehren, lassen wir meist Brot, Früchte und Reste zurück. Ich habe mir angewöhnt, bei der Abfahrt nicht mehr in den Rückspiegel zu sehen.

Abends füllt sich der große Platz vor der Moschee mit Ständen – am folgenden Tag ist Markt in Djenné, ein Ereignis, das auf unserer Wunschliste für Mali ganz oben steht. Auch für die Einheimischen ist dies ein besonderer Tag. Familien reisen von sehr weit her mit Esel- oder Pferdekarren an, um Waren zu kaufen oder zu verkaufen. Noch im Dunkeln werden provisorische Verkaufsstände errichtet. Der Platz scheint mir längst ausgereizt, trotzdem kommen immer mehr Händler an. Es ist erstaunlich, wie eng Menschen zusammenrücken können, ohne sich aneinander zu reiben.

Als wir den Platz am Morgen in Augenschein nehmen, sind noch weit mehr Stände dazugekommen. Wir schieben uns durch enge Gässchen vorbei an Gewürzen, Gemüse, Getreide und Geschmeide. Es ist ein buntes Durcheinander. Hier hat der Schneider seine kostbaren Tücher ausgebreitet, daneben wühlt eine Alte in chinesischen Plastikwaren. Der Ramschtisch mit Apothekenartikeln erregt meine Aufmerksamkeit. Plagiate von

Malariaphylaxe über Wurmbefall bis hin zu Potenzmitteln. Kein Wunder, dass der Händler nicht sonderlich erbaut ist, als wir ein Foto von seiner Auslage machen. Die Dichte der Essenstände hat zugenommen. Die Gerichte basieren größtenteils auf Trockenfisch und übel riechenden schwarzen Klumpen. Meine Experimentierfreude hat Grenzen – hiervon werde ich sicher nicht kosten.

Am Nachmittag erklimmen wir eines der umliegenden Hausdächer, um das Gewimmel und Gewusel von oben in uns aufzunehmen: ein steter Strom aus bunten Gewändern, eine Kakophonie aus Wortfetzen und ein Geruchsgemisch aus Fisch, Schweiß und Gewürzen.

An einer Hauswand stellt ein Verkäufer Starschnitte auf Tüchern aus. Hier sind allerdings keine Royals, Schauspieler oder Boygroups gefragt – die Mischung besteht vielmehr aus Jesusdarstellungen und Figuren aus dem Koran. Die Bilder sind dicht umlagert. Jesus ist überraschenderweise deutlich populärer als Mohamed. Ich wünsche mir zu verstehen, was die Männer dort unten gerade so heiß diskutieren.

Heiß geht es auch unweit des Marktes zu. Trommelrhythmen locken uns zu einer faszinierenden Performance: Frauen tanzen ausgelassen als Solistinnen sowie in Zweier- und Dreiergrüppchen zu den Rhythmen von Basstrommel und Djembe. Trommeln und Tänzer feuern einander gegenseitig an und die Frauen geizen nicht mit ihren Reizen. Die Tänze dauern stundenlang an – sie feiern die Hochzeit einer ihrer Freundinnen aus dem Ort, wie wir erfahren. Ich bin jedes Mal aufs Neue fasziniert, wie viel Ausdauer Afrikanerinnen und Afrikaner haben, wenn es um Musik und Tanz geht. Die Trommler bewundere ich besonders, denn ich kenne mich mit der westafrikanischen Trommel ein bisschen aus. Die Haut meiner Hände wäre längst in Fetzen, die Geschwindigkeit der Schläge auf das Ziegenfell ist schwindelerregend. Am liebsten würde ich mich ins Getümmel stürzen und mitmachen, denn die Lebensfreude, die hier in der Luft liegt, ist ansteckend, aber dann sehe ich an mir herunter und entscheide, dass ich in meiner Trekkingausrüstung weder dem Anlass angemessen gekleidet bin, noch dass ich bei dem Tempo und diesen hohen Temperaturen auch nur zwei Minuten durchhalten könnte.

In einer anderen Ecke entdecken wir den Viehmarkt, der vom Volksstamm der Fulbe betrieben wird. Die Männer sind sehr einfach von denen anderer Stämme zu unterscheiden, denn niemand sonst hier ist so groß und schlank und hat so feine Gesichtszüge. Sie tragen asiatisch anmutende Hüte und Säbel, ihre Mäntel fallen weit. Die Frauen haben schwarze Tätowierungen um die Lippen, die diese – dem Schönheitsideal entsprechend – sehr groß erscheinen lassen. Außerdem tragen sie sehr auffälligen Goldschmuck. Heute sind die Fulbe mit Ziegen und Schafen gekommen. Die Käufer befühlen die Tiere und begutachten deren Zähne. Ganze Herden wechseln den Besitzer.

Ich kann Menschenmassen eine Weile gut ertragen, irgendwann aber – vorwiegend, wenn ich Hunger habe – machen sie mich aggressiv. Stefan zieht mich aus dem Verkehr und verwöhnt mich am Auto mit Espresso. Unsere neuen Souvenirkäufer schütteln amüsiert den Kopf. »Was müsst ihr auch so geschäftig den ganzen Tag über den Markt laufen, wenn ihr weder etwas zu verkaufen habt noch etwas kauft?« Ich hätte gerne Aladins Wunderlampe gefunden, aber sie war leider nirgends zu sehen.

Leben am Fluss

Den Pionieren der Afrikaerkundung hat der Fluss Niger sehr viele Rätsel aufgegeben. Auch Stefan grübelt, was einen Fluss dazu bewegt, sich in diese Landschaft aus Dünen und karger Vegetation vorzuarbeiten? Das Wasser scheint dem Ufer kein Leben zu bringen. Andere Flüsse sind gesäumt von Grüngürteln – hier ist nichts als Sand. Ein eigenwilliges Gewässer, dieser Niger.

Der Bani-Fluss, an dem die Stadt Mopti liegt, ist sehr fischreich. Der Volksstamm der Boso hat sich darauf spezialisiert, den Schwärmen der Kapitänsfische als nomadisierende Fischer hinterherzuziehen. Jetzt, wo der Wasserstand seinen Tiefpunkt erreicht, flüchten die Fische in den Débo-See. Wir beobachten die Boso dabei, wie sie ihre großen Hausboote mit Habseligkeiten samt Kofferradio und Vespa beladen, um sich den Fischen anzuschließen. Heute wird aber noch nicht aufgebrochen – heute wird der Fang der letzten Tage gefeiert. Aus den Kochtöpfen steigen Wohlgerüche auf und von den Rundhütten scheppert die Musik der völlig übersteuerten Anlagen herüber. Mopti ist die Drehscheibe für den Verkauf des Saharasalzes, das der Volksstamm der Touareg aus der Wüste anliefert. Die weißen Platten werden am Straßenrand mit der Machete in kleine Stücke gehackt und verkauft. Die weitaus wichtigere Einnahmequelle der Touareg, der Schmuckhandel mit Reisenden, ist einstweilen versiegt. Nach dem gewaltsamen Tod entführter französischer Staatsbürger kommen kaum noch Touristen ins Land. Die Souvenirhändler klammern sich daher an die wenigen verbliebenen Besucher. Für uns ist Mitleid kein gutes Kaufmotiv, denn drängende Verkaufsgespräche lösen regelmäßig emotionale Krisen aus, auf beiden Seiten.

Moptis Moschee ist klein, aber fein, nur lässt sie sich eingezwängt zwischen neumodischen Bauten nicht gut fotografieren. Stefan blickt sich hilfesuchend um. Ein geschäftstüchtiger Einheimischer erkennt die Situation und lässt uns für das Shooting der Moschee sein Flachdach mieten. Gleichzeitig bietet er sich als Fremdenführer für die Erläuterung der architektonischen Feinheiten an. Als gemeinsame Sprache haben wir Französisch identifiziert und ich übersetze, weil Stefans Französisch ausbaufähig ist. »Das Dach der Moschee ist mit den Eiern von Österreichern geschmückt«, sage ich. *Moment mal, kann das stimmen?* Ich bin einen Moment verwirrt. Dann bemerke ich meinen Fehler: Der Mann redet von Straußeneiern. Für meine ungeübten Ohren klingen die beiden französischen Worte identisch. Richtig ist, dass der Vogel Strauß den Propheten Mohamed, der Legende nach, auf der Flucht vor seinen Widersachern beschützte. Die Eier sind eine Hommage an das Tier. Diesmal habe ich meinen Fehler zugegeben. Glücklicherweise weiß Stefan nicht, wie oft ich ihm auf dieser Reise schon ähnlichen Blödsinn aufgetischt habe.

Zum hohen Fest bei den Dogon

Ihre Lehmhäuser kleben wie Schwalbennester am Steilhang der Felswand, ihre Zeitrechnung richtet sich nach der Ernte und die Woche hat nur fünf Tage. Sie leben in ihrer Abgeschlossenheit vom Ackerbau, und der Markttag ist jedes Mal ein Festtag. Wir sind zu Gast bei den Menschen im Dogonland. Die *Falaise de Bandiagara* ist ein Naturschauspiel: Eine dreihundert Meter hohe, sehr steil abfallende Abbruchkante teilt das Land in ein grünes Plateau und eine trockene Ebene. Letztere erstreckt sich bis ins angrenzende Burkina Faso. An der Falaise wohnen die Dogon schon seit dem 13. Jahrhundert – ihre Vorfahren flohen aus dem Westen Malis vor den Fulbe, denn die hatten sich am regen Sklavenhandel beteiligt, also Menschen anderer Stämme gefangen und verschleppt. Damals lag die Falaise noch mitten in einem Urwald. Die dichte Vegetation wurde von wilden Tieren wie etwa Leoparden, Elefanten und Antilopen durchstreift. Aber auch Menschen waren bereits vor Ort: Pygmäen, die in winzigen, runden Nestern aus Lehm am Steilhang lebten. Ihre Häuser

erreichten sie, indem sie sich an Lianen hinaufschwangen.

In dieses Paradies platzten die Dogon.

Die Legende besagt, dass ursprünglich vier Ehepaare ankamen. Wegen der prächtigen Bedingungen wurden es allerdings rasch mehr, und so kam es, dass die Pygmäen von der Falaise vertrieben wurden. Die Dogon übernahmen deren Wohnstätten und bauten sie aus. Gut versteckt vor den Spähern der Fulbe lebten sie vom Ackerbau und praktizierten ihren animistischen Glauben. Dabei ging es im Kern darum, die Beziehung zwischen Menschen und Geistern positiv zu gestalten. Viele Rituale dienen dem Besänftigen der Geister oder um sie um Unterstützung, wie zum Beispiel bei der Heilung von Krankheiten, zu bitten.

Entgegen unseren sonstigen Gepflogenheiten sind wir für mehrere Tage mit Mamadou, einem einheimischen Reiseleiter, unterwegs. Er vermittelt uns auf sehr anschauliche Weise sein Wissen über die Geschichte und das Leben der Dogon. Da er einer von ihnen ist, stellt er für uns eindrucksvolle persönliche Kontakte zu den Menschen her. Wichtiger noch: Er bewahrt uns davor, aus Unkenntnis der Traditionen Fehler zu begehen, und so vermeiden wir, über heilige Stätten zu stolpern und sie dadurch zu entweihen. Diese sind für unser ungeübtes Auge nämlich nicht zu erkennen, da sie Teil der uns umgebenden Natur sind. Mamadou hat uns schon beim Erstgespräch gesagt, dass wir unser Fehlverhalten nur durch die rituelle Opferung von Hühnern wiedergutmachen können – darauf verzichte ich gerne. In Begleitung von Mamadou bewegen wir uns teils mit dem Auto, teils zu Fuß an der Falaise entlang. Dabei nehmen wir die Eigenheiten der Landschaft und diese so unbekannte Kultur in uns auf. Wir benötigen einiges an Vorstellungskraft, denn vieles von dem, worüber wir reden, ging mit den Jahrhunderten verloren. Nach den Pygmäen verschwanden die Tiere und schließlich die dichte Urwaldvegetation. Heute blicken wir über eine karge Savannenlandschaft, die im Osten in rote Dünen übergeht. Viele der Dörfer am Steilhang sind verlassen. Ihre Bewohner sind in die Ebene gezogen, um näher bei ihren Feldern und der Wasserversorgung zu sein. Wir haben eines dieser verlassenen Dörfer erklommen und schauen in die endlose Weite vor uns. Gut vorstellbar, dass die Feinde der Dogon hier schon Tage im Voraus zu sehen waren. Die Stimmen aus dem Tal hallen an der Felswand wider und geben der Umgebung eine besondere Atmosphäre. Kinderlachen, Ziegenblöken und das Hirsestampfen der Frauen vermischen sich und erwecken die Ruinen zu neuem Leben.

Aus dem Lautsprecher der Moschee sind tumultartige Geräusche zu hören. Wir nehmen den Unterschied zum Gebetsaufruf eher ungerührt zur Kenntnis, da wir nicht verstehen, worum es geht – erst beim Mittagessen erfahren wir, dass wir Ohrenzeugen eines echten Dramas waren: Der Imam predigte Enthaltsamkeit vom Alkohol und einer fühlte sich besonders angesprochen. Es brach ein Streit aus, der so eskalierte, dass sich der Imam und der Gläubige eine handfeste Prügelei lieferten. Mitten in der Moschee. Für jedermann über die Lautsprecheranlage zu verfolgen. Stefan kann sich für den Glaubenshüter erwärmen: »Hier ist wenigstens etwas los im Gotteshaus.«

Ein Dorf weiter sind sie ausnahmsweise katholisch. Dort wird eine neue Kirche eingeweiht. Wie in Afrika üblich sind viel Gesang und Tanz involviert. Es herrscht eine ausgelassene Stimmung, die Frauen laden mich ein, mitzumachen. Ich ziere mich, aber Mamadou ermahnt mich, nicht unhöflich zu sein. Der Kreistanz hat eine eigenwillige Schrittfolge. Nachdem ich der Dame neben mir zweimal auf die Füße getreten bin, ist sie nicht unglücklich darüber, dass ich mich verabschiede, ohne die Runde zu beenden.

Höflichkeit wird bei den Dogon großgeschrieben. Diese Kultur, deren Sprache kein Äquivalent in der Schrift hat, lebt vom intensiven Austausch. Dies nimmt schon kuriose Züge an, wenn sich Menschen nur begegnen. Eine nicht enden wollende Abfolge an Fragen zum eigenen Wohlbefinden, zur Gesundheit des Partners, der Kinder, der Eltern und weiterer Verwandter wird höflichkeitshalber immer mit »seh«, also »sehr gut« beantwortet. Wir werden oft Zeugen dieses formellen Aktes, denn Mamadou ist hier bekannt wie ein bunter Hund. Seine Fragen werden manchmal im Konzert von mehreren mit »Seh, seh, seh« beantwortet. Nach einem gemeinsam ausgerufenen »Poh«, das die Wende markiert, wird die Gesprächsreihenfolge getauscht. Jetzt ist es an ihm, alle Fragen mit einem überzeugenden »Seh« zu beantworten. Wir bewegen uns derweil munter vorwärts und sind bis zur letzten Frage bereits drei Straßen weiter. Das scheint hier allerdings niemanden zu stören. Mamadou ruft einfach laut genug »Seh! Seh! Seh!«, nur um hinter der nächsten Ecke mit einem weiteren Bekannten das gleiche Ritual in voller Länge von vorne zu beginnen. Ich frage ihn, wie er mit seinem Mobilfunkguthaben auskommt, da Telefonate auf diese Weise doch sehr lange dauern müssen.

Mamadou lacht herzlich und meint: »Am Telefon sage ich nur Hallo.«
Erosion der Sitten durch technischen Fortschritt.

Die Dörfer der Dogon weisen einige Besonderheiten auf. Es gibt zum Beispiel Gemeinschaftshäuser, in denen Frauen immer dann leben müssen, wenn sie ihre Regel haben. Stefan findet, die Männer der Dogon sind intelligent. »So ersparen sie sich Gezicke und Genörgel ihrer Liebsten in diesen Tagen.«

Auf dem zentralen Versammlungsplatz jedes Dorfes steht eine Hütte, die der Streitschlichtung dient. Ihr Dach ist besonders niedrig. Dies sorgt für eine demütige Körperhaltung und soll Eskalationen verhindern. Ich versuche mir für einen Moment vorzustellen, wie sich diese Konstruktion, weltweit angewendet, auf den Verlauf politischer Diskussionen auswirken würde.

Die Dogon haben ein Kastensystem, das sich am Beruf orientiert. Wir verstehen das System nicht recht und fragen Mamadou, zu welcher Kaste er gehöre. Er ist geradezu beleidigt und konstatiert, er sei *nobel*. Schmiede und Färber würden zu Kasten gehören, andere Berufsgruppen wie Jäger oder Griots (Musiker und Geschichtenerzähler) stehen jedoch als *nobel* außerhalb. Da soll sich einer auskennen ...

Wir schlafen wie gewohnt auf dem Dach, diesmal aber nicht auf dem unseres Land Rovers im Zelt, sondern auf einem der Lehmhäuser unter freiem Himmel. Ich wache in der Nacht unzählige Male auf und betrachte fasziniert den Sternenhimmel. Eines der Sternbilder, das ich hier neu gelernt habe, ist Sirius. Dieses hat für die Dogon eine sehr große Bedeutung, denn es ist mit ihrer Entstehungsgeschichte eng verknüpft. Sie glauben fest daran, vom dritten Stern aus diesem Gebilde abzustammen. Das Faszinierende daran ist, dass die Dogon schon immer um den dritten Stern in Sirius wussten. Die Astronomie hat sie dafür lange belächelt und jahrhundertlang seine Existenz bestritten; bis zu dem Tag, als ihre Geräte empfindlich genug waren, diesen dritten Stern – der schwächer leuchtet als die anderen beiden – zu sehen.

An der Laufbahn dieses Sternbilds orientiert sich das höchste Fest der Dogon. Es findet nur alle sechzig Jahre statt – das nächste Mal im Jahr 2027 – und ist daher im Leben der Dogon ein meist einmaliges Ereignis. Kern der Zeremonien sind rituelle Maskentänze. Aufbewahrt werden die rituellen Gegenstände, Masken und Musikinstrumente für dieses Fest in den ehemaligen Häusern der Pygmäen in der Ortschaft Yougapi. Hier leben die Menschen noch sehr ursprünglich in Felsvorsprüngen, Höhlen und Mulden. Die

traditionellen Bräuche werden mündlich von Generation zu Generation überliefert. Mamadou erklärt uns, dass es wichtig sei, die Riten und Bräuche für das große Fest zu üben, damit das Wissen um die Geburtsstunde der Dogon nicht verlorengehe. Viele Jugendliche verlassen die Falaise heute, um ihr Glück in der Hauptstadt Bamako zu suchen. Ich kann daher nur hoffen, dass die Tradition die Zeit wirklich überdauert.

Als wir vor Ort sind, steht gerade das alle zwei Jahre stattfindende Übungsfestival in der Hauptstadt des Dogonlandes, Bandiagara, an. Selbst Präsident Amadou Toumani Touré hat sich angekündigt, was die Bedeutung des Festes nicht nur für uns unterstreicht. Diese Chance, traditionelle Maskentänze in authentischer Umgebung zu sehen, lassen wir uns nicht entgehen. Auch die Dogon sind in heller Aufregung. Plötzlich erwachen Baustellen zum Leben, die monatelang brach lagen. Bis wenige Stunden vor dem Fest werden Schlaglöcher im Asphalt geflickt, damit der Präsident bequem anreisen kann. Vom Campingplatz etwas außerhalb hören wir beim Frühstück dumpfes Grollen wie von Sprengungen. *Sie werden doch jetzt nicht noch mit Tunnelbauten beginnen?*, frage ich mich. Wir lassen uns mit Mopedtaxis zum Festplatz bringen, denn die Straßen sind seit Stunden gesperrt. Die Jäger sind bereits versammelt – in traditioneller Montur mit Lederhüten, Gewehrholstern und teilweise sogar lebenden Schlangen um den Hals. Dazu tragen sie obercoole Sonnenbrillen.

BUMM! Einer feuert aus seinem uralten Gewehr (Typ »französische Revolution«) gerade in dem Moment einen Schuss ab, als Stefan ein Foto machen will. Ich erschrecke zu Tode und Stefan ist für eine Weile taub. Jetzt können wir uns auch die vermeintlichen Sprengungen vom Morgen erklären. Wir reihen uns in die Menge Wartender auf den Stehplätzen ein und sind froh, noch einen Fleck im Schatten gefunden zu haben. Das Thermometer zeigt über vierzig Grad Celsius. Kurz darauf kommt einer gelaufen und bietet uns zwei seiner Plastikstühle an, damit wir nicht die ganze Zeit über stehen müssen – das ist Gastfreundschaft auf Dogon. Vor dem Festplatz werden die Würdenträger aufgereiht, die dem im Wagen vorbeidefilierenden Präsidenten ihre Aufwartung machen wollen. Es ist ein typisch afrikanisches Schauspiel: Zunächst weist man die Jäger an, sich mit ihren Gewehren diesseits der Straße aufzustellen. Ich hoffe für den Präsidenten, dass er an Ohrstöpsel gedacht hat, denn wenn die Herrschaften alle gleichzeitig loslegen, verschiebt die Druckwelle wahrscheinlich die Erdachse. Damen und Herren in edlen Tüchern folgen im Gänsemarsch einem Polizisten. Sie repräsentieren die verschiedenen Klans im Dogonland und werden vor den Jägern postiert. Ein ranghöherer Offizieller schüttelt missbilligend den Kopf und verbannt die Jäger prompt auf die andere Straßenseite. Sie brauchen eine Weile, um sich neu zu sortieren, aber der Präsident ist ja erst seit zwei Stunden überfällig, es ist also sicher noch Zeit. Derweil drängt das Volk von hinten nach vorne. Sobald sie dabei eine imaginäre Linie überschreiten, die jeder Sicherheitsbeamte anders definiert, wird der Knüppel ausgepackt und auf die Menge eingedroschen. Die Leute streben auseinander wie die Hühner, und kaum ist der Ordnungshüter außer Sichtweite, ist alles wieder beim Alten. Es gibt ganz offensichtlich kein Konzept. Nicht verwunderlich also, dass das Chaos perfekt ist, als der Präsident tatsächlich ankommt. Er nimmt – im Gegensatz zu seinen Sicherheitsleuten – den entstehenden Stau gelassen hin, steigt sogar aus, um ein paar Hände zu schütteln. Wir erkennen seine Position nur an der Flut von Kameras über seinem Haupt.

Der Festplatz ist erfüllt von Musik und Tanz. Reiter zeigen, was es heißt, ein Pferd wirklich zu beherrschen. Unbehelligt laufen wir zwischen all den Künstlern quer über den Platz und schauen zu. Die High Society schwitzt währenddessen in der prallen Sonne auf ihren

Plastikstühlen – für das schnöde Volk bleiben wie immer nur die Stehplätze in den hinteren Reihen. Wir können uns diese Großzügigkeit uns gegenüber nur so erklären, dass Mali jede Form der positiven Berichterstattung derzeit gelegen kommt. Stefan freut sich, weil sich die Frauen zur Abwechslung mal gerne von ihm fotografieren lassen, da sie sich herausgeputzt haben.

Mit dem Auftritt der Maskentänzer ist der Höhepunkt der Veranstaltung erreicht. Auf Stelzen tanzen sie durch die Reihen. Die sogenannte Polizeimaske vertreibt mit markerschütterndem Gebrüll Frauen und Kinder aus der direkten Umgebung der anderen Masken, denn ihnen ist es nur gestattet, sie aus der Entfernung zu betrachten. Jedes Mal, wenn sich diese Maske rührt, geht eine Schockwelle durch die Reihen. Ich betrachte die bunten Gestalten eher mit Neugier und Faszination. Sie laufen behände und recht schnell, obwohl die Männer, die in den Kostümen stecken, die ganze Zeit auf meterhohen Stelzen unterwegs sind. Unter den Holzmasken müssen sie furchtbar schwitzen. Ein körperlich sehr anstrengendes Ritual, dem ich mit Respekt beuge.

Es ist Zeit, Abschied zu nehmen. Stefan hat die Ausreise wie immer gründlich vorbereitet, Routen und Wegpunkte ins GPS geladen und die wichtigsten Daten in die Straßenkarte übertragen. Jetzt stehen wir an einer Kreuzung und vor uns tut sich eine frisch geteerte Straße auf. Sie ist in keiner unserer Karten und in keinem unserer Systeme verzeichnet, und sie scheint auf kürzestem Wege in Richtung Senegal zu führen – unser nächstes Reiseziel. Wir versichern uns bei den Einheimischen, dass der Weg befahrbar ist, und schmeißen die vorherige Planung wie so oft über den Haufen. Das GPS-Gerät malt auf unserem Track für siebzig Kilometer einen schnurgeraden Strich in die ansonsten jungfräuliche Karte und kommt dann jäh zum Stillstand. Wir haben einen Fluss erreicht. Die Brücke ist noch im Bau, die Straße gesperrt. Ich rasple Süßholz mit dem Vorarbeiter, denn es gibt eine Behelfsbrücke für die Bauarbeiter, doch der schüttelt unbeeindruckt den Kopf. Die Furt durch den Fluss ist der reguläre Weg. Ungläubig starre ich in das breite und recht tiefe Gewässer. Ein Mann bietet sich an, uns den Weg zur Furt zu weisen, will dafür aber unverschämtes Geld. Wir ignorieren ihn und fragen uns durchs Dorf, aus dem uns schließlich hilfsbereite Menschen den Einstieg zur Piste zeigen. An der Furt ist der Wasserstand tatsächlich niedriger, aber der Fluss weit über Hundert Meter breit und mit Wackersteinen durchsetzt. Bei dem Geländewagen, der gerade quert, sind dumpfe Schläge gegen den Unterboden zu hören. Wie er es gelernt hat, schreitet Stefan den Weg durch das Wasser erst einmal zu Fuß ab und wird dabei nass bis zur Hüfte. Ein Mann am Ufer schüttelt vehement den Kopf und erklärt mir, er laufe nicht in der richtigen Spur. Wir beschließen, erst einmal zu rasten und das Ganze mit Ruhe am nächsten Morgen anzugehen. Die Einheimischen können das gar nicht glauben.

»Ist doch alles Routine und keine große Sache. Wir laufen vorneweg, ihr fahrt hinterher.«

»Heute nicht mehr, danke.«

»Ihr wollt hier wirklich schlafen? Müsst ihr nicht zu einem Haus?«

Während wir Spaghetti mit Gemüse kochen, überqueren noch mehrere Lastwagen die Furt. Uns ist nicht ganz wohl bei ihrem Anblick.

Am nächsten Tag wollen wir es wagen, nur dass Stefan den Gedanken nicht erträgt, dass ich hysterisch auf meinem Sitz auf und nieder hüpfte, während er sich auf die Überfahrt konzentrieren muss. Also schickt er mich mit der Kamera vorneweg. Die Einheimischen amüsieren sich. Jetzt müssen sie also zweimal queren, einmal mit der Frau zum Bilder machen und dann mit dem Mann mit dem Land Rover. Ich schärfe ihnen ein, dass er kein

Französisch spricht, dass sie also nur Zeichen geben können, falls es brenzlig wird. Sie räumen noch einige hässlich große Steine aus dem Weg, dann geht es los. Stefan macht seine Sache großartig und die Querung verläuft problemlos. Lediglich das Schmierfett verabschiedet sich bei einer dermaßen gründlichen Unterbodenwäsche, sodass die Geräusche des Fahrwerks lauter werden.

Nach wenigen Kilometern haben wir die Grenze erreicht. Wir verabschieden uns von einem Land, dessen Menschen mich über die Maßen beeindruckt haben. Mir fällt es bis heute schwer, die Frage zu beantworten, welches Reiseland mir in Afrika am besten gefällt. Mali rangiert jedenfalls ganz weit oben. Ich weiß, dass klingende Städtenamen wie Djenné, Bamako oder Timbuktu die Herzen vieler Menschen höherschlagen lassen. Mali ist bekannt für seine Künstler und seine Musiker sind auf internationalen Konzerten gern gesehene Gäste.

Leider ist inzwischen die politische Lage aus den Fugen geraten. Der französische Präsident konstatiert lakonisch, dass er keine Reisenden mehr aus Mali evakuieren lässt. Mit *Boko Haram* und dem *Islamischen Staat* hat sich die Situation noch einmal drastisch verschlechtert. Kulturhistorische Stätten werden unwiederbringlich zerstört, Mädchen und Frauen verschleppt. In den Dörfern regiert die Willkür – Angst und Armut sind die Folgen. Auch die Bundeswehr zieht sich aus Mali zurück, die Lage ist zu gefährlich geworden. Eine Entscheidung, die nichts Gutes verheißt für die Menschen, die dort ausharren müssen. Ich bekomme regelmäßig Post von Mamadou. Der Tourismus ist zum Erliegen gekommen. Wer davon lebte, ist auf fremde Hilfe angewiesen. Wir tun, was wir können, auch wenn es sich immer noch nicht genug anfühlt. Ich möchte mit dieser Geschichte nicht nur unterhalten, sondern verbinde damit auch die Hoffnung, dass wir dieses Land und seine wundervollen Menschen nicht aufgeben. Möge Aladins Lampe in Mali nicht erlöschen ...